

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mein bester Freund

urn:nbn:de:bsz:31-62042

mit seinen sechs Grifflöchern wie aus ebenjovielen Basillistenaugen spöttisch anzugrinsen schien. —

Da kam eine Zeit, in welcher die Flöte Ruhe hatte; ja es waren Monate, selbst Jahre seitdem vergangen. In stets längeren Pausen hatte Arthur hin und wieder einmal zu seiner alten Jugendseidin gegriffen; hingen doch so viele Schweißtropfen, die er an ihr vergeudet hatte, selbst noch an der Erinnerung, — allein sie beharrte in ihrem hölzernen Eigensinn wie ehemals.

Arthur hatte das elterliche Haus verlassen und die Universität bezogen.

Wie mit diesem Wechsel der Lebensverhältnisse eine, wenn auch nur kurze Spanne Zeit die Flöte wieder zu Ehren kommen und sich die dem Musikstudium geopfert Mühe und Zeit endlich lohnen sollte, wollen wir in Kürze erzählen.

Gegenüber wohnte Klothilde. Sie zählte etwa sechzehn Leuze, blondes Lockenhaar

Sie zählte etwa schlang sich üppig um ihren weißen Nacken in natürlichen Ringeln, und als in einem unbewachten Augenblicke ihr seelenvolles blaues Auge sich nach Arthurs Fenster verirrte, da war's um ihn geschehen.

Von seinem Pandektenhefte weg fiel fortan vieltausendmal sein Blick zu ihr, von ihrem Nähzeuge weg traf nicht minder oft der ihrige auf ihn, und ihre Seelen stossen ineinander.

Wie er eines Tages zufälligerfuhr, sollte die Sonne des kommenden Morgens zu Klothildens Geburtsfest aufgehen. Sein Entschluß war schnell gefaßt.

Mit Tell sprach er: „Komm hervor, du Bringer bitterer Schmerzen!“, entnahm der altersgrauen Pappschachtel die halbvergeffene Flöte und schlich sich in der verschwiegenen Dämmerstunde hinter Klothildens Haus, wo ein Licht an ihrem Fenster erraten ließ, daß die Teure noch wache.

Mit einem Schmelz, mit süßen Tönen, wie er sie seinem Instrumente noch nie entlockt hatte, begann er die Wunderarie: „An Meris send' ich dich“, als auch

sofort das Licht verlosch, ein Nebenfenster sich öffnete und unter einer Flut von Schimpfreden des erzürnten Vaters sich ein Gefäß auf Arthurs Haupt ergoß.

Das Maß war nunmehr voll. Noch am selben Abend knisterte die „Buchsbau-merne“ im Ofen.

Arthur hatte auf ihr sein Schwanenlied geblasen.



Mein bester Freund.

ie Moralprediger wissen meistens nur zu klagen, und man kann ihnen das nicht übel

nehmen: die Zeiten sind und waren von jeher darnach! Haben sie aber auch recht, wenn sie über den Verfall der Freundschaft ein Klage lied anstimmen?

Vielleicht! Wenigstens im allgemeinen! Ich für meine Person indessen kann in ihre Klage nicht einstimmen; denn, mögen sie nun sagen, was sie wollen — ich habe einen Freund, einen wahren Freund, wie man ihn selten findet.

Seine Haupteigenschaft ist vollständige Aufrichtigkeit, ohne Schminke, ohne Ziererei, ohne Hintergedanken, ohne Parteilichkeit; er ist weder ein schmeichelnder Schönfärber, noch ein brummiger Tadler; er sieht die Welt, wie sie ist, und nimmt sie, wie er sie sieht; um so schlimmer für sie, wenn sie oft recht häßlich anzusehen ist!

Ich würde schön bei ihm ankommen, wenn ich falsche, heuchlerische Komplimente verlangen oder Beifall erzwingen wollte. „Ueberlasse du das den scham- und gewissenlosen Schmarozern; ich trage keine Maske, mein Wappen ist die Ehrlichkeit.“

Dagegen, wenn ich einen selbstlosen, wohlgemeinten Rat, wenn ich Freimut verlange — und sollte dieser mich auch für einen Augenblick kränken — so weiß ich zum voraus, daß er sich als treuen Busenfreund bewähren und mein Zutrauen nie täuschen wird.

Mancher meiner Bekannten mag finden, daß er bisweilen den Freimut über das Maß hinaus bis zur Barschheit, ja Grobheit treibe, — aber ich nehm' ihm das nicht übel, im Gegenteil, ich danke ihm für seine Zurechtweisungen, weil ich spüre, daß sie gut angebracht sind. . . . Ich wiederhole: Er ist ein seltenes, ein Mustereemplar von einem Freund.

Das erste Mal, wo ich ihn schätzen lernte — wir hatten zwar schon früher ununterbrochene Beziehungen, aber ich würdigte ihn damals noch nicht nach seinem



wahren Werte und stellte ihn ein wenig in die Ecke, — das erste Mal also, wo ich ihn würdigen lernte, geschah an einem Abend. Ich war zu einem Ball geladen, und diesem Ball sollte gleichsam als Einleitung und Vorspiel ein Konzert von Dilettanten und ein Salon-Kunstspiel vorausgehen. Ich hatte, teils aus Eitelkeit, teils aber auch aus Gefälligkeit in beiden eine Rolle übernommen.

Ich hoffte auf einen Erfolg, und mehrere gute Freunde — er allerdings nicht! — versicherten mich nach einer Probe, daß ich spiele wie Devrient selig und singe wie Kubini selig.

Als ich eben fortgehen wollte, fiel es mir ein, ich möchte doch noch eine gewisse Stelle in dem geplanten Stück in seiner Gegenwart probieren, und ich machte mir stille Vorwürfe, daß ich ihn nicht über das Ganze zu Rate gezogen hatte. Glücklicherweise kam er gerade ungerufen und wir waren nun allein, ich mitten im Zimmer stehend, er an der Wand neben dem Ofen.

Ich begann einen größeren Satz mit den entsprechenden Handbewegungen.

„Um's Himmels willen!“ unterbrach er mich, „hast du denn den Kopf verloren? Siehst du nicht, wie lächerlich du dich machst? Merkst du nicht, daß diese Komödie die reine Mardersalle ist und daß die Lobhudeleien dich blind gemacht haben?“

„Aber ich dachte doch —“

„Da ist nichts zu denken! Dein Gebärdenpiel ist linksch, dein Gesicht schneidet Fragen, deine Arme mandorieren wie ein Hampelmann! Man wird dich äußerlich beklatschen, aber innerlich verhöhnen, das sag' ich dir zum voraus; jetzt mach, wie du willst.“

„Aber du wirst doch wenigstens gegen meine Romane in B-dur nichts einzuwenden haben?“

Ich öffnete bereits den Mund, um ihm eine kleine Probe zu geben.

„Das ist ja noch ärger! Dieser verzogene Mund! Diese verzückten Augen! Willst du denn mit aller Gewalt Modell für eine Karikatur sitzen?“

Im ersten Augenblick wollte mich der Aerger übermannen, — aber ich überwand mich, hielt Einkehr in mich selber und kam zu der Einsicht, daß er mit seiner Kritik recht hatte — und seit jenem Tage kam ich kein armes Schlachtopfer mehr in einer Komödie oder in einem Lied straucheln sehen, ohne im Innern die damalige Einsprache meines Freundes zu segnen.

Seit jenem Tage auch, und seit jenem Dienst, waren wir erst rechte Freunde, Freunde fürs Leben und fürs Sterben, und ich schwor fortan nur noch bei i h m.

Aber wo könnte ich auch anders eine so wunderbare Weissagungsgabe finden? Es ist rein unmöglich, ihm auch nur das Geringste zu hinterhalten. Kaum, daß ich an ihn denke, so ist er auch schon da und nimmt mich ins Gebet.

„Guten Morgen. Was giebt es Neues? Donner und Doria! Wir sind mit uns selber unzufrieden? Wir haben irgend ein böses Projekt vor, das uns peinigt, oder Gewissensbisse wegen eines

schlechten Streiches? Nimm dich inacht, mein Lieber, ein böses Gewissen ist ein schlechter Reisegesährte —“
oder aber:

„Recht so! So hab' ich's gern! Ein offenes, heiteres Gesicht! Ich wette, du hast irgend etwas Schönes und Löbliches gethan. Ich preise dich nicht glücklich darum, du findest deinen Lohn schon in dir selber.“

Und merkwürdig: Jedesmal, wenn er so spricht, der Schelm, hat er richtig geraten! So richtig, daß ich über kurz oder lang förmlich gezwungen sein werde, ein ganz guter Mensch zu sein — aus purer Furcht vor der Kontrolle meines Freundes . . .

Gewiß, wenn ich eine Tochter hätte . . . Ich muß aber hier etwas vorausschicken:

Böse Zungen haben, was diesen Punkt betrifft, über meinen Freund schändliche Gerüchte verbreitet, an denen kein wahres Wort ist. Man behauptet nämlich, daß er auf die Frauen einen gefährlichen Einfluß ausübe, daß er ihnen den Kopf verdrehe, und imstande sei, sie zu argen Vergehen zu verleiten.

Ich behaupte noch einmal: Alles das ist böswilliges, lügnerisches Gerede. Wenn gewisse Köpfe sich verdrehen lassen, so sind die Trägerinnen daran schuld, nicht er.

Also, um wieder anzuknüpfen, wenn ich eine Tochter hätte, so würde ich ihr keinen anderen Berater geben als ihn, und ich weiß, daß er also zu ihr sprechen würde:

„Liebes Kind, du bist jung, du bist hübsch. Behalte diesen doppelten Schmuck, so lang die Natur es gestattet. Laß anderen den Hang zu Luxus und Glitter. Der Luxus ist teuer, und obendrein ein erbogter Schmuck. Bleibe einfach, liebes Kind, nur dann bist du wert, geliebt zu werden!“

Kann es eine bessere Sprache geben als diejenige meines Freundes?

Aber mein Freund hat auch noch andere gute Eigenschaften. So z. B. giebt es kaum einen Arzt, der so genau beobachtet wie er.

Er hat zwar durchaus kein bestimmtes System, ist weder Allopath noch Homöopath, hat kein Geheimmittel entdeckt, macht keine Reklame in Zeitungen, ist nicht Mitglied einer gelehrten Korporation, — aber ist er darum weniger bedeutend? Ich glaube, im Gegenteil mehr; denn all sein Wissen ist auf die Erfahrung gegründet. Und darum ist es untrüglich, ganz und gar untrüglich.

„Was muß ich sehen? Wir haben heute nacht schlecht geschlafen?“

„Das heißt . . .“

„Warum es verhaseln wollen? Wir sind zu lange übernünftig gewesen. Etwa im Klub beim Spielchen? Oder haben wir gar Verse gedreht? Oder einen neuen Roman behufs Rezension durchrast? Gleichviel, wir sind viel zu spät zu Bette gegangen, das beweist unser müdes Auge und der bläuliche Ring um dasselbe. Ich verordne also für die kommende Nacht frühes Schlafengehen. Aber wenn mich mein

Blick nicht täuscht — richtig! Das Uebel sitzt ja tiefer! Wir sind diese Tage über im Essen etwas unvorsichtig gewesen. Nur nicht leugnen! Diese schwellenden Adern verraten etwas wie Gänseleber- oder Trüffelpastete, mit Rheinwein oder Champagner, dieser blaßgelbe Teint zeugt deutlich für Magenkrampf!

Also: einige Tage Fasten und gehörige Körperbewegung; wenn's nicht besser wird, eine Woche auf das Land und den Temperenzlern Konfurrenz gemacht!"

Eines Tages jedoch hatten wir einen kleinen Wortwechsel; es ist nicht so lange her.

Ich wollte an ihm vorbeigehen — denn ich hatte Eile — und sah ihm nur flüchtig ins Gesicht; da hielt er mich plötzlich am Arm: „Weißt du auch, lieber Freund, daß dein Haar anfängt grau zu werden?“

„Warum nicht gar! in meinem Alter!“

„Je nun, ich wollte dir nur eine Andeutung machen —“

„Mit welcher du mich hättest verschonen können.“

„Das hindert nicht, daß ich über deiner Schläfe hier ein untadeliges weißes Haar bemerke. Ich mache dich darauf aufmerksam, damit du dich vorbereiten kannst, gewissen jugendlichen Ansprüchen zu entsagen, welche dich leicht lächerlich machen könnten.“

„Du wirst nachgerade langweilig!“

„Es thut mir in der Seele leid!“

„Was? Steht es so? Wohlan denn. . .“ Hätte er mir das Wort weiter gelassen, so wären wir geschiedene Leute geworden. Aber er, ohne sich zu erhitzen, fuhr fort: „Also ein häßlicher Zug mehr! Ich habe dich bisher noch nie im Zorn gesehen. Du bist wirklich über alle Maßen häßlich, wenn du in Wut geräth.“

Er hatte recht, und mein Zorn zerrann in nichts vor der verständigen, kühlen Fronte meines Freundes.

Da ich kein Egoist bin, so wünsche ich jedem meiner Leser (und auch Leserinnen) einen gleichen — und dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen; mein Freund wird nämlich Freund von jedermann, wenn und sobald jedermann nur ernstlich will. Er (nämlich der Freund) zeigt gegen jedermann denselben Freimut, und es ist nicht sein Fehler, wenn einige an diesem Freimut sich stoßen, statt ihm dafür zu danken. Vor vielen Klippen wären alle bewahrt, wenn sie auf ihn hören wollten!

Dem Emporkömmling und Prozen, der sich mit seinen Pferden und Wagen, seinen Basen und Brunkfachen preizt und den Vorübergehenden von der Höhe seiner Millionärvorganz herunter betrachtet, würde er sagen, daß diese Entfaltung geschmacklosen Brunkes die niedere Abkunft des Besitzers viel eher verrate als verdecke; daß Arroganz und Kleinlichkeit seelenverwandt sind, und daß die, welche auf andere von oben herab sehen, gewöhnlich dieselben sind, welche von unten heraufgekommen sind.

Dem Gecken, der auf der Suche nach Modetheorien aus ist, würde er sagen, daß er nicht nötig

habe, den Berg des Lächerlichen zu besteigen, weil der Berg von selber zu ihm kommen werde.

Dem Greis, der viel zu spät an eine Verbindung fürs Leben denkt, würde er zu verstehen geben, daß man nicht den Winter mit dem Lenz zusammenkoppeln kann, und daß die Furchen und Falten seiner Haut neben einem frischen rosigen Gesichtchen von zwanzig Jahren noch tiefer scheinen würden.

Dem Geizhals, der von seiner Leidenschaft verzehrt wird, würde er raten, seinen Reichtum zu genießen, um welchen herum der Tod Arm in Arm mit einem Erben schleicht.

Ah! er würde noch viel anderes sagen, wenn man ihm nur glauben wollte, meinem Freund!

Zum Schluß will ich euch noch einmal dazu auffordern, und zwar mit Hinweis auf zwei seiner schätzenswertesten Eigenschaften, die ich oben bei der Aufzählung vergessen habe:

Man kommt niemals in den Fall, ihm seine Zechen zu bezahlen oder Geschenke zu machen, und zweitens, ihm Geld vorzustrecken.

Wer daran zweifelt, dem schwöre ich einen heiligen Eid, daß ich binnen zehn Jahren bloße drei Franken, keinen Centime mehr, für ihn ausgegeben habe.

„Aber wer ist er denn?“

„Mein Wunderexemplar von einem Freund? Auf-

gepaßt! Es ist — mein Spiegel, vor dem ich mir den Bart rasire!“



Der neugierige Doniſt.

„Herr, gieb ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr, laſſe ihn ruhen in Frieden!“

„Amen,“ ſchreit der kleine, rothaarige Miniſtrant aus erleichtertem Herzen, läßt den Deckel des meſſingenen Weihrauchteſſels herunterraſſeln und ſchreitet dann eilig an der Seite des greiſen Pfarrers hinaus aus dem Friedhof.

Der Simpel-Sampel Schneider, der jetzt in ſeinem ſchlichten, tannenen Sarge in der offenen Grube liegt, war zwar ein kreuzbraver Menſch, aber eine ſo lange Grabrede hätte er doch nicht gebraucht. Nach der Meinung des kleinen, ungeduldigen Miniſtranten nämlich, der froh iſt, bald wieder den ſchwarzen Rock und das Chorhemd mit ſeinen kurzen Hoſen und ſeinem geſtickten Werktagſkittel vertauſchen zu können, um damit durch die Wälder und Wieſen zu ſtreifen, anſtatt droben im Dorfſriedhof Menſchen begraben zu müſſen und das Weinen und Schluchzen anzu-